



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

setzen, was der Hausstand bringe. Und jeden Abend hat er zu dem lieben Gott gebetet: Große Schätze verlange ich nicht von dir, lieber Gott. Aber das bitte ich mir aus, daß ich drei Abende in der Woche Pellkartoffel mit Senstunke und Heringe bekomme und dereinst oben bei dir die ewige Seligkeit, die mir zukommt. Amen!

Ein ganzes Jahr ist es so hingegangen, und die Witfrau, bei der er gedient hat, hat ihm den Kontrakt getreulich gehalten. Nun hat es sich aber begeben, daß dem Höker des Dorfes die Heringe ausgegangen sind, worüber die Witfrau in große Angst geraten ist, da Michel noch für zwei Tage zu verlangen gehabt hat. Schnell ist der kleine Dienstjunge Hein zur Stadt geschickt worden, Heringe zu holen, aber er ist nicht zurückgekommen, sondern in der wilden Heide, worüber der Weg zur Stadt führte, samt den Heringen von den hungrigen Wölfen gefressen worden und elendiglich umgekommen. So war es nicht zu ändern. Michel kriegte in der Woche an zwei Abenden, wo er Pellkartoffel mit Senstunke und Heringen verlangen konnte, Pellkartoffel mit Zudentunke und Rauchsinken, was ihm die Witfrau mit schwerem Herzen und mit dem Bewußtsein, wortbrüchig geworden zu sein, vorsezte.

Den ersten Abend ging es noch, aber am zweiten war Michel sehr böß. Aber er aß doch, denn er war hungrig. Und als er in sein Bett gekrochen war, betete er nicht wie sonst: „Große Schätze verlange ich nicht von dir“ und so weiter, sondern er machte dem Herrgott Vorwürfe: Nichts weiter habe ich gewünscht, als Pellkartoffel mit Heringen und Senstunke und nur dreimal die Woche und die ewige Seligkeit, die ich verlangen kann, wenn ich gestorben bin. Und ich meine, das ist bescheiden genug. Ich will nicht kleinlich sein und aufzählen, was andre alles kriegen. Aber das kann ich doch sagen, daß Johann Stieper, der bei Jochim Hohwer dient, manchmal sogar Bratkartoffel mit Speck bekommt. Und da habe ich gedacht, eine bescheidne Bitte finde auch wohl Erhörung. Aber du bist im Besitze deiner Allmacht und bekümmerst dich nicht um einen armen Bauernknecht, der gern seinen Hering ißt. Du bist schuld, daß der Höker keine Heringe hatte, und du bist auch schuld, daß der kleine Hein von Wölfen gefressen worden ist und mir nicht die Heringe bringen konnte. Und wenn du den Wölfen etwas gönnen wolltest, so hätte es auch wohl ein andermal gepaßt, daß sie den kleinen Hein aßen.

Und nachdem er auf diese Weise seinem gerechten Unmut Luft gemacht hatte, schlief er ein.

(Schluß folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kaufmannspolitik. Der Hamburger Großhändler R. E. May, Inhaber der Firma Alexander Zahn u. Comp. in Hamburg, veröffentlicht seit einer Reihe von Jahren Rückblicke auf die wirtschaftliche Entwicklung des Vorjahres, an die er nationalökonomische und sozialpolitische Betrachtungen knüpft. In der 1899 (bei Puttkammer und Mühlbrecht in Berlin) erschienenen „Wirtschafts- und Handelspolitischen Rundschau für das Jahr 1898“ beschäftigt er sich ausschließlich mit Politik. Sehr richtig bemerkt er, die allgemeine Verwirrung und Verwickelung

Grenzboten II 1900

7

spiegle sich auch in dem bekannten Buche des Professor Reinhold: „Die bewegenden Kräfte der Volkswirtschaft“; nur wenige Behauptungen fänden sich darin, die der Verfasser nicht selbst wieder umstürze; zu diesen wenigen gehöre der Satz: „Der Politik entgeht kein Gebiet des praktischen Lebens“; woraus, nebenbei bemerkt, folgt, daß es ungemein schwierig für nichtpolitische Vereine, Versammlungen und öffentliche Vorträge ist, der Polizei und dem Strafrichter zu entgehn. Da man annehmen darf, daß May die politischen Ansichten eines bedeutenden Theils der Hamburger Kaufmannschaft vertritt, so verdient seine Schrift einige Beachtung; nur deshalb wollen wir ihre Hauptgedanken hier wiedergeben, ohne uns dafür zu engagieren und ohne sie zu kritisieren; das zweite ist nicht nötig, da jedermann die politischen Grundanschauungen der Grenzboten kennt. May beginnt mit englischen Kundgebungen, die den Verdruß darüber ausdrücken, daß England in Gefahr steht, im Ausfuhrhandel von Deutschland und den Vereinigten Staaten überflügelt zu werden, und daß ihm Deutschland in der Levante den Wind aus den Segeln genommen hat. Übrigens hätten die Engländer zwar, was sie jetzt einsehen, mit der Unterstützung der kretensischen und armenischen Aufwiegler eine große Dummheit begangen, aber auch ohne diese Dummheit würden sie nicht in der Lage gewesen sein, an Deutschlands Stelle die wirtschaftliche Erschließung Anatoliens zu unternehmen; dazu fehle ihnen die Kraft, weil sie nach dem Geständnis ihrer Auslandskonsuln in der kaufmännischen wie in der technischen Tüchtigkeit hinter Deutschland zurückgeblieben seien, und weil sie eine unsinnige Menge unsinnig großer Interessensphären mit Beschlagnahme belegt hätten. Solche Interessensphären, wie z. B. die in China, nützen gar nichts, und auch die Kriegesflotte nütze ihnen nichts, weil damit kein dem russischen Heere ebenbürtiges Landheer hingeschafft werden könne, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil die Engländer keins haben. Die gänzliche Ohnmacht Englands in dieser Hinsicht, die sich ja seitdem im Burenkriege vor aller Welt bloßgestellt hat, und die gegenwärtig den Hauptinhalt des Tagesgesprächs liefert, weist May statistisch nach. Daraus erkläre es sich, daß England die Freundschaft Deutschlands suche, und aus einem offiziellen Artikel des Hamburgischen Korrespondenten folgert er, daß thatsächlich ein geheimes Bündnis mit England bestehe. Das sei auch das einzig vernünftige, denn wir könnten Englands Flotte ebensogut brauchen wie die Engländer unser Landheer. Zwar sei Rußland ein weit zuverlässigerer Bundesgenosse als England, und es sei zu bedauern, daß uns Caprivi dessen beraubt habe durch die Kündigung des genialen Rückversicherungsvertrags, den Bismarck geschlossen hatte, aber in einer andern, sehr wesentlichen Beziehung sei doch die englische Freundschaft der russischen vorzuziehn. England befolge daheim und in seinen Kolonien die Politik der offenen Thür; jedes Gebiet, das England besetze, sei für die ganze Welt, also auch für uns gewonnen; Rußland dagegen sperre die Thür zu, und was es an Gebiet erwerbe, das sei für unsern Handel, für unsre Exportindustrie verloren. Zwischen England und uns, die wir uns ebenfalls auf den Export angewiesen sähen, bestehe demnach trotz allen Konkurrenzneids die vollkommenste Interessenharmonie. Freilich dürfe sich Deutschland nicht länger der Wahrheit verschließen, daß, wer anderwärts offene Thüren verlangt, seine eigne Thür offen halten müsse; mit der Schutzzöllnerlei müsse gebrochen werden; in den Junkern, den Hauptstützen der Schutzzöllnerlei und des Militarismus, sieht May den Feind, der den wirtschaftlichen, sozialen und Kulturfortschritt hemme. Mit Hilfe einer statistischen Tabelle sucht er nachzuweisen, daß unsre Militärausgaben wirklich schon drückend seien, und er ist überzeugt, daß, wenn dem Wettrüsten nicht Einhalt gethan wird, die übrigen Staaten ebenso von ihrer Rüstung erdrückt werden würden, wie es Italien schon ist. Er glaubt deshalb, daß der Zar seinen Vorschlag vollkommen ernsthaft gemeint habe. Durch die Bezeichnung „Abrüstungsvorschlag“

hätten die Gegner die russische Kundgebung von vornherein lächerlich gemacht; von Abrüstung sei aber darin bekanntlich gar nicht die Rede, sondern nur davon, daß der Steigerung Einhalt gethan werden solle. Rußlands Absichten seien nun allerdings, England gegenüber, nicht ganz friedlich, da es durch seine eignen wirtschaftlichen Verhältnisse gezwungen sei, den Zugang zu südlichen Meeren zu suchen, die ihm England verperrere; indes vor Ablauf von zwei Jahren könne es an Krieg nicht denken, weil es noch nicht hinlänglich mit Schnellfeuergeschützen ausgerüstet sei. Auch dann werde der Frieden vielleicht erhalten bleiben, denn „der kolossale Aufschwung der Industrien aller Länder, namentlich der Industrien der Elektrizität und des Lichts, absorbiert dermaßen alle disponibeln Kapitalien, daß den Mächten der Finsternis zur Zeit faktisch nicht genug Mittel verbleiben, ihr trauriges Handwerk zu beginnen.“ Zuletzt werde Rußland selbst gezwungen sein, sich der eignen Ausfuhr wegen zu der Politik der offenen Thür zu bekehren. Im Fall eines Zusammenstoßes sei ein Vierbund: Deutschland, England, Amerika, Japan — gegen Rußland und Frankreich möglich; die Vereinigten Staaten hätten natürlich nur ihres Exports wegen eine Station im asiatischen Meere erstrebt, sonst würde die Eroberung der Philippinen gar keinen Sinn haben.

Gartenbeschäftigung als Erziehungsmittel. In einem Coup d'œil sur les jardins läßt Fürst de Saxe, der „Geistreiche“ des Wiener Kongresses, von dem das Wort le congrès danse, mais ne marche pas herrührt, die Mahnung ergehen: „Familienväter, flößt euern Kindern Lust und Freude am Garten ein, das macht sie zu guten Menschen!“ Nehmen wir das von dem Herrn gebrauchte Wort jardinomanie in mildester Bedeutung, so ist damit eine höchst beachtenswerte Anregung gegeben. Das Ziel wäre sehr erwünscht: lauter gute, also liebenswürdige, uneigennützige, verträgliche, fleißige Söhne und Töchter. Und das Mittel dazu wäre gar nicht beschwerlich, sogar der Gesundheit dienlich. Wir haben ausführlichere Hindeutungen und feinere Winke von dem hohen Herrn erwartet, der nicht nur als Weltmann am Hofe der Königin Marie Antoinette von Frankreich viel galt, sondern auch zu den kenntnisreichsten und anziehendsten französischen Schriftstellern der seligen Rokokozeit gehört.\*) Wir lernen auch viel aus der kleinen Schrift. Freilich hat der Fürst nur die Gärten der, wie wir zu sagen pflegen, obern Zehntausend, nein, der obersten kaum Fünfhundert im Auge, wie sie vor den Ereignissen von 1789 und 1793 im Vollgenuß ihrer ökonomischen und sozialen Bevorzugung standen. Alleen, Felspartien, Grotten, Teiche, Wasserfälle beschäftigen ihn. Er kennt Twickenham, Windsor, Blenheim. Er führt uns nach Ermenonville mit Erinnerungen an die schöne Gabriele d'Estrees und an J. J. Rousseau, doch ohne dessen „Bekenntnisse“ zu erwähnen. Mit Katharina II. stand der Fürst in brieflichem und persönlichem Verkehr, und so rühmt er Zarsofelo, den Sommeraufenthalt der Geseßgeberin von Rußland, der Bestiegerin der Türken und der Gärtnerin von Zarsofelo, aus eigener Anschauung. Am längsten verweilt er bei Würllitz, das er auf die Einladung des Herzogs Franz von Anhalt besuchte, um dort Schloß, Park, den aus einem Elbarme gebildeten See, Floratempel und — Pantheon zu bewundern. Ernsthaft sind die Vorschläge gemeint, wie sich die Herren Großgrundbesitzer „fern von Madrid“ auf ihren Sommeritzen mit der Jagd, mit Anordnung zweckmäßiger Holzschläge und Neupflanzungen von dem Garnison- und Frauendienst, von Hofgeschichten und Glückspiel erholen sollen. Und wie menschenfreundlich mahnt Fürst Karl Joseph als Anhänger der Encyclopädisten seine Standesgenossen, auf ihren

\*) Œuvres du prince de Saxe, précédées d'une introduction par A. Lacroix. T. 1—4. Bruxelles et Leipzig, 1860.

Spaziergängen an nachbarlichen Hütten vorüber nicht zu versäumen, in diesen mitunter kleine Geschenke zur freudigen Überraschung der armen Bewohner zu verstecken.

Den Satz, den wir hervorgehoben haben, hat Fürst von Ligne nur vornehm flüchtig hingeworfen. Er glaubt ihn mit der Bemerkung erwiesen zu haben, daß man, wenn man daran denke, ein Blumenbeet, ein Boskett einzurichten, einer Schlucht Schatten zu verschaffen, oder einem Bache Richtung zu geben, keine Zeit habe, Hofgeschichten einzufädeln, ein gefährlicher Staatsbürger zu werden oder unter Frauen Unfug zu treiben. Auf diese Art ist der erwähnte Ausspruch für uns aber nicht abgethan. Sollte er nicht auch ohne Seine Durchlaucht, zumal auf bescheidnere Verhältnisse bezogen und schlicht und recht verstanden, Ausführung verdienen und gefunden haben? Zunächst drängt sich uns dann in dieser grausam statistischen Zeit die Frage auf: Wie viele Familienväter besitzen denn im grundgütigen Deutschland oder, um rascher eine Übersicht zu gewinnen, in Schwarzburg-Rudolstadt oder in Schaumburg-Lippe einen Garten oder ein Gärtchen, worin sie pädagogische Übungen anstellen könnten? Gewiß, wir haben neben einer Menge von Luxuszgärten auch „Arbeitergärten.“ In den musterhaften Arbeitergärten Krupps in Altenhof und Alfredshof, in den Arbeitergärten von Mülhausen i. G., in den Gärten der Werftenarbeiter von Wilhelmshaven betrachten wir es als gutes Zeichen, daß dort nicht nur Kohlrabi und Gurke üppig gedeihen, sondern auch Rosen und Nelken, sogar ein Lobelienring und eine Weigelia sichtbar werden. Gern rechnen wir hinzu, daß Behörden und Menschenfreunde vielfach gesorgt haben, der ärmern städtischen Bevölkerung gegen mäßige Pacht „Gartenland“ zur Verfügung zu stellen. Und da sei namentlich Leipzig mit seinen ausgedehnten, nach dem Stifter genannten „Schreibergärten“ und Kiel mit ebenfalls mehr als dritthalbtausend Gartenlandgebieten, jedes zwei- und vierzig Geviertmeter groß, rühmend hervorgehoben. An solchen Plätzen zeigen sich oft, namentlich nach Feierabend, ganze Familien mit Lust und Verständnis thätig. Bald sind sie darauf bedacht, eine Rajenbank durch übergebogene Feuerbohnenranken zur Laube zu gestalten, bald ein Beet für Goldlack, Reseda und Wicken herzustellen usw. Gewiß regen bedächtige Familienväter durch ihr eignes Zufrieden- und Vergnügtsein auf ihrem kleinen Fleck des Grünens und Blühens ihre Kinder durch Anleitung zu gesundheitsfördernder Arbeit erzieherisch an.

Die eigentliche Pädagogik hat sich die Beschäftigung im Garten als Erziehungsmittel nicht entgehn lassen. Das Pestalozzi-Fröbelhaus in Berlin leistet darin Anerkennenswertes. In der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal vor dem Thüringer Walde — sie feierte 1884 das Jahrhundert ihres Bestehens und hat gegenwärtig etwa siebzig Böglinge — bekommen die ihr anvertrauten sieben- bis vierzehnjährigen Knaben jeder sein Beet im Anstaltsgarten zugewiesen. Die schon erfahrene Schüler weisen die jüngern an, Schnittlauch, Radieschen, Kresse (für das Butterbrot), Rasturzien, Phlox, Levkojen, eine Rhabarberstaude, einen Adlerfarn zu pflanzen und zu pflegen. Je umsichtiger, freundlicher, fröhlicher es geschieht, desto besser. In den Boskett wird Bekanntschaft mit Sträuchern und Bäumen gemacht. Sobald wie möglich wird ein Strauß gepflückt, um der einen oder der andern Lehrersfrau, die es gut mit den Böglingen meint, überreicht zu werden. Von dem an die kleine Arbeiterschaft herantretenden Lehrer werden weitere botanische Hinweisungen erteilt, und bei guter Laune deutet er darauf hin, wie manches der Anstaltsgarten enthalten könnte, ohne es zu enthalten: eine nicht üble demonstratio in absentia von unabsehbarer Ausdehnung. In den neuerdings vielfach eingerichteten Knabenhorten fehlt nie die Gartenbeschäftigung. Schon vor vierzig Jahren traf, wie wir einer biographischen Skizze in der vorjährigen Deutschen Rundschau entnehmen, der um die Landwirtschaft, Bienezucht und Fischerei sehr verdiente Guts-

herr Felix von Behr-Schmoldow Veranstaltung, den Schulkindern des benachbarten Städtchens Topfgewächse anzuvertrauen, damit sie sich in der Obhut und Pflege übten, ihr Wachstum beobachteten, ihre Blüte aufwiesen. Ähnliches geschah vor einiger Zeit in größerem Umfange von Erfurt, der Blumenstadt. Da das Ergebnis günstig ausfiel, folgten Magdeburg, Stettin, Weimar, Gotha. Berlin blieb nicht zurück. Auch hundertundzwanzig Schulen Londons werden zu ähnlichem Zweck aus Hyde Park, James Park und Kensington Gardens mit Topfgewächsen versehen. In Weimar wurde im vorigen Herbst bei der Prämierung der besten Leistungen der Kinder die Schrift „Blumpflegerie als Erziehungsmittel“ von Ad. Bergmann (Verlag von Köhler in Gera) verteilt. Gymnasien und Realschulen gewähren der Botanik einen Platz im Unterricht, und lauten Frohsinn entwickeln Lehrer und Schüler beim Suchen, Finden und Bestimmen des Schönen und Beachtenswerten, das sich in Wiesen, Feldern und Wäldern zeigt.

Immerhin ist darauf zurückzukommen, daß wir Nichteigentümer und Nichtnutznießer von Gärten, Gärtchen und Gartenland den Besitzern und Pächtern gegenüber die weit überwiegende, leer ausgehende Mehrheit sind. Was können wir thun, um die dort zu gewinnende Freudigkeit und Tugend zu erlangen, oder falls die Erziehung darauf gerichtet war, nicht wieder verloren gehn zu lassen? „Wie ist es nur möglich, daß Leute, die prächtige Gärten haben, sie nie betreten?“ ruft in der Kameliendame von Dumas die sich von ihren hochhinauswollenden Freundinnen vortheilhaft unterscheidende artige Nähterin Nichette aus, wie sie von ihrem hochgelegenen Fenster aus sehnsüchtig in die wohlgepflegten, aber immer menschenleeren Gärten der Nachbarschaft schaut. Wir werden einen Blick in fremde Gärten, einen Gang durch sie, wenn er erlaubt ist, nicht verschmähen. Für die zahlreich vorhandenen öffentlichen Gärten sind wir dankbar. Jedenfalls behalten wir die Blumen überall, wo wir sie finden, im Auge, sei es inner- und außerhalb der Zäune und stacheldrahtumschürzten Gitter, in Läden, auf den Märkten, auf Blumentisch, Balkon und kleinstem Fensterbrett. Unentbehrlich sind sie uns geworden, die kleinen nicht nur blauen, sondern in allen Farben schimmernden Wunder, die in ihrer anspruchlosen Schönheit nächst — wir denken an den „Reinstes Glück“ überschriebenen Reim in Paul Heyes Spruchbüchlein — nächst Kinderaugen und Kinderhändchen am meisten imstande sind, uns milde, menschenfreundlich und, ja geschähe es auch erst unter Totenkranzen, fromm zu stimmen.

Vergessen wir nicht, welche Aufmerksamkeit die Dichter aller Zeiten den Blumen erwiesen haben, welche Freude sie an ihnen fanden, welchen Genuß, welche Lebensveredlung sie uns durch den Ausdruck dieser Freude gewährten. Wie herzinnig lassen Goethe, Uhland, Heine, Geibel, Rose und Beilchen, Nelke und Vergißmeinnicht zu uns sprechen! Wie hat Rückert uns durch „Die sterbende Blume“ gerührt. Viel Liebenswürdiges wissen Arndt und Rückert dem Himmelschlüssel und Augentrost, dem Ehrenpreis, dem Wohlgenut (Dorant, Origenum vulgare), dem Wunderhold (Mirabilis Jalappa) nachzurühmen. Und doch beweist der deutsche Volksmund mehr Zartfönn als sie alle dem unscheinbaren Gänseblümchen (Bellis perennis) gegenüber. Nannten es doch unsre mit Feld und Wiese vertrauten schlichtesten Landsleute offenbar in Anerkennung seiner Zurückhaltung, sich nie hoch vom Erdboden zu erheben und keinen Anspruch auf Größe zu machen, Maßlieb, in seiner Einfachheit Tausend schönchen; ja seiner Bescheidenheit wegen wurde es als Marienblümchen der Mutter Gottes, der Jungfrau Maria geweiht. (Ganz unbeachtet haben auch Engländer und Franzosen das Gänseblümchen nicht gelassen. Robert Burns, der köstliche schottische Dichter, hat sein daisy besungen, und our daisy ist an Themse und Tweed oft Rosewort für junge Mädchen. Die Franzosen nennen la pâquerette wenigstens auch marguerite.)

Leute, die den Blumen Aufmerksamkeit schenken, sich viel mit ihnen beschäftigen — die Gärtner von Beruf voran —, zeigen meist ein sinniges Wesen, Stillvergnügtsein, Gutmütigkeit. Blumenfreunde sind keine Störenfriede. Böse Menschen haben keine Nieder und, setzen wir hinzu, stecken keine Blume auf den Hut oder ins Knopfloch. Es ist verschmizte Heuchelei, wenn Franz Moor Amalien beteuert, er liebe wie sein Bruder Karl die Rosen. Bürgermeister Tschek ist unmöglich Garten- und Blumenfreund gewesen. Zwei junge Taugenichtse, die wir bei Gelegenheit um ihre Blumenliebhaberei fragten, lachten uns aus, nur der eine, der artigere nannte dann schelmisch genug die Putenie (Päonie) als seine Wahl. Als gute Vorbedeutung ist es gewiß anzusehen, daß eine namhafte zahlreiche Genossenschaft, obgleich ihre Häupter und Wortführer leicht grimmige Gesichter machen, immer Aufregung, nie Beschwichtigung suchen, dennoch die Nelke zu ihrem Abzeichen auserlah. Sie werden nicht völlig in Meid und Haß aufgehen, die Genossen, obgleich es die rote Nelke ist, die sie führen. Denn man beachte doch: der Storchschnabel *Geranium sanguineum*, die rote Anemone (*A. fulgens*), die schöne Heuchera (nach dem Botaniker Heucher benannt, eine Saxifrage), ja schon die Klatzrose ist in ihrem stechenden Scharlach röter als die rote Nelke. Diese beweist also im Farbenaufwande Zurückhaltung und Bescheidenheit, kann daher auf solche hindeuten, muß zu ihr einladen und auffordern. Und wer wird die entsprechende Wirkung verkennen? Wir wissen, daß die genannten unvergleichlichen Wortführer gegen gekrönte Häupter unbändig gern das Gegenteil von Huldigung verüben, aber daß „Genossen“ „aus Prinzip“ in einem Garten Königskränzen oder Kaiserkrönen ausgerissen hätten, haben wir nie gehört. Nicht unbemerkt ist es im Gegenteil geblieben, daß Anhänger der Partei ganz wie andre nicht verbissene Leute eine im Aufblühen begriffene Königin der Nacht mit Vergnügen abends an ihr erleuchtetes Fenster stellten, um Vorübergehenden den Anblick ihres Pflöglings zu gönnen.

Zuschrift. Geehrte Redaktion! Schon öfters bin ich auf Ihren wunderlichen Freund hinten in den Hefen gestoßen, wenn Robert sie für den Lesezirkel zurecht machte; aber ich bin nicht dazu gekommen, das zu lesen, was Sie über ihn berichten. Bis mir mein Bräutigam neulich die Nummer 9 der grünen Hefte zeigte, worin er sich so hübsch über den Dr. lib. ausdrückt. Ich bin nämlich die Braut eines Buchhändlers, und obgleich ich natürlich keinen Wert auf Titel lege, so ist es doch für die Stellung eines gebildeten Mannes immer angenehmer, wenn er sich Doktor nennen kann.

Allerdings ist es mir nicht ganz klar geworden, ob da im Ernst gesprochen wird; aber da die Grenzboten doch einen ernsthaften Eindruck machen, so denke ich, daß Sie sich die Sache mit dem Doktor haben durch den Kopf gehn lassen. Auch Herr Grunow hat den Titel gutgeheißen, und er als Buchhändler weiß am besten, was dem Stande not thut.

Robert — so heißt mein Verlobter — wäre wirklich sehr geeignet, den Dokortitel zu führen. Er hat eine schöne, schlanke Figur und einen blonden Schnurrbart, um den ihn mancher Leutnant beneidet. Und er ist so gebildet, daß er die Lehrlingsprüfungsvorlage mit Begeisterung begrüßt.

Auch er klagt sehr darüber, daß manche Buchhändler nicht genügend Wert auf ihre Bildung legen und alles verkaufen, was ihnen gerade in die Hand kommt. Robert geht ganz andre Wege. Er denkt daran, einen kleinen Verlag zu gründen, und hat sich deswegen schon mit einigen skandinavischen Schriftstellern in Verbindung gesetzt, die ihm ihre neusten Werke schicken wollen; und eine Schulfreundin von mir ist gerade jetzt nach Christiania gegangen, um die skandinavischen Sprachen so gründlich zu lernen, daß sie sie ausgezeichnet ins Deutsche übersetzen kann.

Robert denkt dann im Jahr etwa acht bis zehn Dänen, Norweger oder Schweden in Deutschland einzuführen, und auch sonst wird er sich bemühen, das neuste in den Erzeugnissen des Auslands auf dem Lager zu halten.

Natürlich ist er ein sehr guter Deutscher, und nichts würde ihm lieber sein, als mit Herrn Grunow in nähere Verbindung zu treten. Aber es ist bekanntlich nicht leicht, mit deutschen Büchern ein Geschäft zu machen. Robert sagt, die meisten seien zu schwerfällig geschrieben, und es fehle ihnen das Pitante, das andre Nationen so auszeichnet. Auch die Skandinavier haben ein besondres Talent, die Bücher so zu schreiben, daß sie ein hübsches und dem Inhalt entsprechendes Titelblatt bekommen können.

Aber, geehrte Redaktion, Robert wird es sich angelegen sein lassen, Herrn Grunows Bücher zu verkaufen. Daß er bei dem letzten Weihnachtsfest nicht dazu kommen konnte, war wirklich nicht seine Schuld.

Sie erinnern sich vielleicht, daß Zolas Fécondité gerade herauskam, und daß jede deutsche Zeitung einen langen Artikel darüber brachte. Da war die Nachfrage nach dem Buche natürlich groß; und da auch Tolstois „Auferstehung“ viel besprochen wurde, so mußte Robert auch dieses Werk kommen lassen. Endlich fragen manche Leute nach Kiplings Werken. Das ist ein englischer Dichter, der vor einiger Zeit krank gewesen ist, und von dem immer in unsrer Zeitung stand, wie er geschlafen hätte. Da müßte man doch lesen, was er geschrieben hat.

Unsre deutschen Schriftsteller scheinen niemals krank zu sein: wenigstens hört man nichts davon, und da sie öfters siebzig Jahre alt werden, so sind sie wohl immer gesund. Allerdings sollen kürzlich zwei Schriftstellerinnen aus dem Fenster gesprungen sein; aber Robert ist doch nicht dazu gekommen, ihre Bücher zu verkaufen. Denn niemand hat nach ihnen gefragt.

Von meinem ersten Gedankengang bin ich abgekommen, ich weiß nicht wie; aber ich wollte noch Herrn Grunow bitten, nicht böse auf die deutschen Rezensenten zu sein. Es kommt mir vor, als beurteilte er sie zu scharf. In unsrer kleinen Stadt (20000 Einwohner) haben wir zwei recht nette Herren, die sich mit Bücherbesprechung beschäftigen. Der eine ist noch in Prima; aber er geht schon nächste Ostern auf die Universität. Er hat unendlich viel gelesen; Robert bringt ihm immer alles neue aus München und Berlin, und Herr Braun schreibt reizende Artikel darüber. Letzte Weihnachten wollte er auch deutsche Bücher besprechen; doch als er das „Dritte Geschlecht“ gelesen hatte, meinte er, nun müßte er sich erst wieder bei den Skandinaviern erholen. Aber im nächsten Jahre soll er ganz gewiß ein Buch aus dem Grunowschen Verlage vornehmen.

Unser anderer Rezensent, ein älterer Gymnasiallehrer, schrieb früher sehr hübsch, ist aber jetzt leicht gereizt. Als Robert ihm Helene Böhlau's „Halbtier“ schickte, das aus Versehen zwischen die Dänen geraten war, sandte er es gleich zurück und verlangte ein Buch über Kunstgeschichte. Auch kann er keine bunten Umschläge leiden. Robert aber ist jetzt schon einem Nachfolger für ihn auf der Spur. Einem sehr begabten Menschen, der jetzt noch in Sekunda ist, der aber für Ibsen schwärmt, und „wenn die Toten erwachen“ viel besser verstanden hat, als Robert. Folglich wird er einmal sehr gut werden.

Nun aber, geehrter Herr, will ich Sie nicht mehr mit meinem Schreiben quälen. Sie merken wohl, daß ich keine Übung habe; aber ich muß Ihnen doch noch einmal sagen, wie sehr ich mich für Robert freuen würde, wenn er den Dr. lib. machen könnte. Alles würden wir für Herrn Grunow thun, wenn er die soziale Stellung der Buchhändler besser gestaltete. Bitten Sie ihn recht schön von mir und sagen Sie ihm, daß er getrost einige Bücher an meinen Robert schicken soll. Sie glauben doch auch nicht, geehrte Redaktion, daß Zola und Tolstoi gleich

nächstes Jahr mit etwas neuem kommen werden? Könnten Sie mir darüber ein Wort schreiben, würden Sie zu Dank verpflichten Ihre

Lotte Sonnin

---

## Schwarzes Brett

Abermals munkelt man von einer „Reform“ des höhern Schulwesens, namentlich der Gymnasien, in Preußen. Nützig wäre sie allerdings, aber als eine wirkliche „Reform,“ d. h. als eine Rückbildung zur alten klassischen Grundlage, denn daß die „Reform“ von 1891 gründlich mißlungen ist, das pfeifen die Spazier von allen Dächern. Statt dessen scheint es im Werke zu sein, das Frankfurter System (Beginn des Französischen in VI, des Lateinischen in IIIB, des Griechischen in IIB) auf alle Gymnasien zu übertragen. Das wäre 1. eine leichtsinnige Verallgemeinerung der in Frankfurt nur unter ganz besonders günstigen Umständen (Großstadt, ausgesuchtes Lehrerkollegium, besonders geeignete Schüler) erzielten, aber in ihren weitern Wirkungen noch nicht erprobten Ergebnisse, die in der ungeheuern Mehrzahl der Gymnasien, wo keine dieser Bedingungen zutrifft, nur schweres Unheil anrichten würde; 2. entweder eine unerhörte Vergewaltigung der übrigen deutschen Staaten, da diese sich einer solchen „Reform“ nur höchst widerwillig fügen würden, oder, wenn sie es nicht thäten, ein tiefer Miß in das ganze höhere Unterrichtswesen Deutschlands. Es giebt nur eine vernünftige Lösung der verfahrenen Schulfrage, allerdings eine ganz radikale, nämlich die Rückkehr der humanistischen Gymnasien zu der alten klassischen Grundlage vor 1891 auf der einen, die Beseitigung des sogenannten Gymnasialmonopols auf der andern Seite, eines Monopols, an dem den Gymnasien selbst nicht das allermindeste liegt. Man gebe also den Realgymnasialisten den vollen Zutritt zu allen Universitätsstudien, nicht nur zu dem der Medizin. Dann wird das Geschrei, jetzt seien die Eltern genötigt, viel zu früh die Entscheidung über die Laufbahn ihrer Söhne zu treffen, also das stärkste Argument für die sogenannte Einheitschule, sofort verstummen. Wie die Universitäten ihrerseits mit Studenten von so verschiedener Vorbildung zurecht kommen werden, das ist dann ihre Sache. Sie haben die Gymnasien in ihrem schweren Kampfe für die humanistische Bildung so vollständig im Stich gelassen, ja durch beständige Klagen über ihre mangelhaften Leistungen bald in dem, bald in jenem Fache so schwer geschädigt, daß sie mit etwaigen Unbequemlichkeiten nur ernten würden, was sie gesät haben.

Die sechste Versammlung deutscher Historiker ist nach Halle für die Tage vom 4. bis zum 7. April d. J. einberufen. Die Herren Universitätshistoriker wollen wohl hübsch unter sich bleiben, damit die Reinheit der Wissenschaft nicht durch unzüchtiges Volk gefährdet werde? Denn in diesen Tagen des Semesterchlusses kann kaum ein Schulhistoriker abkommen. Das mußten die Herren, die an der Spitze stehn, wissen, und darum verdient dieses Beispiel einer wahrhaft monumentalen Rücksichtslosigkeit tiefer gehängt zu werden.




---

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig